

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Donnerstag 3. Juni 1897.

Postamt Halle a. S. Postfach 1000.

Deutsches Reich.

Der Hauptetat zum Reichshaushalt für 1897/98... Die er gelehrt am 1. April in Kraft getreten ist, befristete...

Table with 2 columns: Item description and Amount. Includes Reichstag, Reichsanwalt, Marineverwaltung, etc.

den Beschlüssen zweiter Lesung bewendet, stellt sich dieser in Hauptetat und Nachtragsetat zusammen folgendermaßen: Marineverwaltung (unverändert) 28 798 674...

* Kaiser Wilhelm hörte gestern Morgen im Neuen Palais den Vortrag des Chefs des Militärkabinetts, besichtigte um 9 Uhr das Garde du Corps-Regiment und nahm dann die Frühjahrsparade über die Potsdamer Garnison ab.

* Die 'Vergaderter Zeitung' erklärt das Gerücht über einen bevorstehenden Besuch des Fürsten Bischoff in Hamburg zur Befichtigung der Gartenbau-Ausstellung für unbegründet.

der parlamentarischen Arbeiten im Reichstag eine Vertretung notwendig wird, bereift, das man bereits in nächster Zeit mit einer Personaländerung in einem der höchsten Reichämter zu rechnen haben wird.

* Bei der deutschen Botschaft in Rom wird der Marineattaché, Kapitän-Lieutenant Graf Oriola, durch den Korvetten-Kapitän Benzell ersetzt werden.

* Verschiedene preussische Minister und Chefs von Reichsämtern scheinen die Baue in den parlamentarischen Verhandlungen zu einer kleinen Erholungsreise zu benutzen.

* Die 'Berl. Pol. Nachrichten' wissen mitzutheilen, daß bei den Verhandlungen, die von dem Oberpräsidenten Staatsminister a. D. v. Wittenbach mit dem Vertreter der Halleschen der Berliner Kaufmannschaft, des Produktienhandels und der Landwirtschaft, behufs Wiedereinführung der Berliner Produktienbeschränkung gepflogen werden.

* Die 'Frühjahrsparade in Potsdam' fand gestern im dortigen Lustgarten statt. Der Kaiser und die Kaiserin wohnten derselben bei. Der Kaiserin hatte mit den Prinzen Oskar und Joachim und der kleinen Prinzessin in einer Equipage Platz genommen.

* Herr Dr. Rieber als politischer Kandidat. Der Abg. Dr. Rieber hat sich bekanntlich den Konventionen

Gabriele.

Roman von H. Senten. (Fortsetzung aus Nr. 253.)

Es mochten wohl acht Tage vergangen sein, seitdem Gabriels Annonce in der Zeitung gestanden, aber noch keine einzige Anfrage war an das junge Mädchen gekommen; sie ging heute etwaa gewöhnlich, wie leicht wird der Mensch etwaa gemohnt... Der Hofbeamte reichte ihr inoffen lächelnd drei Briefe und Gabriele trat klopfend Herzens den Rücken an.

und es hat dem jungen Mädchen ordentlich wehe, daß es nicht die wenigstens ins Vertrauen ziehen konnte. Sie wollte inoffen erst konstatieren gebunden sein, ehe sie den Besonderen sagte, daß sie eine selbständige Stellung annehmen gedenke... Wieder vergingen fünf Tage, da erhielt Gabriele einen Brief von der Baronin Bar, ihrer künftigen Patronin, mit dem Kontrakt.

Sie nahm den Brief des Onkels und den der Baronin und ging hinüber zu Großmama. Die Matrone sah fremd am Fenster des Wohnzimmers. Es war um die Dämmerzeit, und wenn sie allein war, ließ sie sich nicht so bald Licht bringen, sie liebte es, zu träumen und zu sitzen im Halbmond.

Das Bürgerliche Gesetzbuch. Näheres finden unsere Leser im Inserattheile dieser Nummer.

g: maber in einer der letzten Reichstags-Sitzungen als Vahrer des parlamentarischen Anstandes aufgepielt. Welche Qualifikation gerade dieser Centrumsgewordenen zu einem derartigen, auf ein gewisses Ziel gefaßt, doch wohl immerhin Anspruch machenden Amte besitzt, hat er bald darauf selbst bargelegt, als er durch die Erfindung des von allen Junkerheeren dankbar acceptierten Schlagwortes „Autonomie“ glänzte. Allen Herr Dr. Weber hat sich hinsichtlich des parlamentarischen Anstandes in der Zeitungsansage des Abgeordnetenhauses noch selbst übertraffen, als er gelegentlich der zweiten Berathung der Vereinsgesetze äußerte: „Wenn Herr v. Müller schon mit der Unkulturperiode sich nicht den Beifall eines Mannes erwerben konnte, der jetzt vor dem Strafgericht steht, so fürchte ich jetzt, daß Herr v. d. Recke den Beifall von Tausch auch nicht haben wird. Diese ebenso taffe wie geschmacklose Bemerkung, schreibt die „Konst. Korresp.“, die im Centrum den hergebrachten „lebhaften Beifall“ fand, zeigt die Höhe des parlamentarischen Anstandes, auf der Herr Dr. Weber sich bewegt. Im Hefttage hätte der Centrumsführer für seine letzte Leistung zweifellos bedeutend höhere Resonanz gefunden, denn derartige Geschmackslosigkeiten imponiren der Sozialdemokratie — im Abgeordnetenhaufe aber, wo man gewöhnt ist, sachlich zu verfahren, hat Herr Dr. Weber wohl selber gefühlt, daß dort derartige Volkserfahrungen wenigstens beipflichtet sind.

* Einem Hüffel erteilt die sozialdemokratische „Leipz. Volksztg.“ einigen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, die am letzten Sonnabend einer Einladung des Gartenbau-Ausstellungsausschusses nach Hamburg mit ihren Frauen gefolgt waren und sich das Diner im Hauptgebäude der Ausstellung wie das Abendbrot auf der „Augusta Victoria“ hatten gut schmecken lassen. Das Blatt schreibt: „Es konnte diese letzte Bekanntschaft nicht für richtig gelten, da es ihr an einem blühenden, durch die Lust der Arbeiter-repäsentanten einer Einladung des Hamburger Großbürgerthums stattgegeben haben könnten, doch vor einigen Monaten den „Kampf um die Macht“ im Hafenarbeiter-Ausstande mit solch ungläublicher Brutalität geführt habe.“

Mag sein! Ungläublich — aber wahr! Ja, so, wie die Aussicht auf ein gutes Essen bei einem „Genossen“ wirkt.

Oesterreich-Ungarn.

Schluss des Reichsraths.

Ungeheure Verwirrung ruft der Schachzug des Grafen Hohen herbor, der, statt den Reichsrath einfach zu verlaten, geltend das Ende der Session ausbrach. Hierdurch ist nämlich zufolge des Aufhörens der Immunität der Abgeordneten der politischen Agitation der Deutsch-Römanen und Deutsch-Nationalen die Spitze abgebrochen. Außerdem erschaffen die Mandate des Reichsraths und der Schriftführer; selbstverständlich ist die Zahlung der Diäten sofort eingestellt. — Die Mittelung Hohen's entwarf auf den Wänden der Rufen einen alles bisher Dagewesene hinter sich lassenden Scandal. Lobende Aulse: „Abzug Regierung.“ „Hinweis mit Hohen“ ertönten. Die Situation hatte minutenlang ein bedrohliches Aussehen.

Wie verlautet, wird die Regierung jetzt eine Verhütung der Stimmung bei den Abgeordneten abwarten, um den Hohen für eine Verhinderung zu gewinnen und ein Kompromiß mit den Deutschen und Ungarn abzugeben. An eine Konstitution des Cabinets sei vor dem Herbst nicht zu denken.

Frankreich.

Auf Umwegen.

Die Gattin des französischen Hofschaffers in Petersburg, Montebello, hat Lucie Faure, die Tochter des Präsidenten, eingeladen, im Juli und August ihr Gast zu sein. Diesen Ausweg wählte man, um dem Wunische Faure's zu willfahren, welcher darauf faßt, während seines in der zweiten Julihälfte stattfindenden Petersburg Besuchs in Lucie seinen verhältnißmäßigsten Sekretär in unmittelbarer Nähe zu haben und doch den

schwer es ihnen wird, Dich ohne ihren Segen ziehen zu lassen. Aber der Segen aus gekränktem Herzen wird sich in Fluch verwandeln, deshalb geht lieber ohne denselben.

Frau v. Lindenberg hatte die weisse Hand auf einen offenen Brief gelegt, der neben ihr auf dem Schreibtisch lag. „Grogmama!“ rief Gabriele lebhaft hervor; aber sie konnte nicht weiter sprechen, denn die alte Dame hier, heftig erregt, fort: „Ich habe nicht schlafen wollen, daß Du absichtlich so großes Leid über Deine Wohlthaten bringen konntest; warum warst Du nicht offen und wahrhaft Dich nicht, wie es Deine Pflicht gewesen wäre, an Deine Pflegeeltern, warum müsstest Du gleich Verhaftung zu Deinem Vertrauten machen, warum?“

Väcker konnte Gabriele nicht ruhig bleiben; sie hob ab und während die Hände, und es klang herzerzerrt, wie sie bot: „Aber so sagst mir doch, was habe ich denn gethan?“

„Gabriele“, wies die Wätrone das junge Mädchen heftig zurück, „vergrößere nicht Deine Schuld, indem Du versuchst, sie abzulagern. Wie schwer es mit geworden ist, nicht mehr an Dich glauben zu dürfen, wirst Du selbst erkennen, wenn Du bedenkst, wie innig ich Dich stets geliebt habe. Aber ich habe mich überzeugt, daß das alle Schwärmeri. Der Hest fällt nicht vom Stamm“ ewig wahr bleibt. Deine Mutter hat es auch verstanden, unter der Maske der reinsten Selbstliebe die größten Sünden zu begen. — Das ist Dein Erbtheil geworden. Du folgest der zwingenden Gewalt der angeborenen bösen Neigung. Es ist nicht wahr, daß eine gute Erziehung, andere Lebens-elemente einen schlechten Keim veredeln können, wie benährte Pflanzgen so gern theoretisch nachweisen; in der Praxis bleibt es unmöglichlich bestehen, eine Disziplinäre wird nie zu den alten Hest.“

„Die alte Dame hatte mit ungewohnter Selbstliebe gesprochen; Gabriele war aufs Dörste erregt. Die Hände zum Himmel erheben, rief sie lebhaft: „Ich will ja gehen, will Niemanden mehr zur Last fallen, will Euch alle von meiner Brust befreien, die zum Vergessen geworden ist für die, die mich einst liebten; aber ich verlange zuvor zu wissen, wessen man mich beschuldigt! Sieht es denn keine Gerechtigkeit, ich Keiner mehr, der an mich glaubt?“

Da fühlte sie sich plötzlich warm umschlungen — von zwei kräftigen Armen, und eine geliebte, wohlbesamte Stimme sagte ernstlich: „Hier, Gabriele, ich Jemand, der immer an Dich glaubt hat und dessen Glaube nicht wankt! Ruhe aus an meinen Heren und übergebe“ wie Deine Sache. Ich will wie die Mutter des heiligen Geual eintreten für die Unschuld! Und nun besetze ich zuerst, zu wissen, was man meiner Braut vorwirft.“ — die letzten Worte flangen fast beschuldend — dann fügte er in der freundlichsten Weise, in der er begannen, hinzu: „Nicht wahr, arme, kleine Esba, Du wirst mein Braut-chen sein?“ (Fortsetzung folgt.)

offiziellen Charakter dieser Reise, welcher Familienbegleitung nicht gestattet, zu mahnen. Von der Gräfin Montebello begleitet, kann Lucie im Schlosse Peterhof empfangen werden, wo das Jarenpaar während des Faure'schen Besuchs weilen wird.

Griechisch-Türkisches.

Die Worte hat den Vorkämpfern in Konstantinopel mitgeteilt, sie sei bereit, am Donnerstag die offiziellen Friedensverhandlungen zu eröffnen. Die Vorkämpfer nahmen die Mitteilung zumindern zur Kenntnis, obgleich augenblicklich ein Waffenstillstand noch nicht formell abgeschlossen ist.

Eine der „Pol. Corresp.“ aus Paris eingehende Meldung bezeichnet es nunmehr als wahrscheinlich, daß Griechenland der Erziehung einer autonomen Finanzkommission, der die Verwaltung einiger spezieller Einnahmen anvertraut werden soll, zustimmen dürfte. Die Mitglieder dieser Kommission, welche nach Analogie der serbischen Verwaltung organisiert werden soll, würden auf Antrag der Regierung vom Könige ernannt werden. Die auswärtigen Gläubiger sollen im Schospe derselben durch zwei oder drei Delegirte (Rommiffäre) vertreten sein, die ebenfalls vom Könige ernannt werden. Die dieser Administration zugewiesenen Einnahmequellen hätten den Dienst der älteren Anleihen und der neu aufzunehmenden Kriegsschuldignus-Anleihe sicherzustellen. Selbstverständlich müßte, wie die Meldung betont, früher ein Arrangement mit den Gläubigerkomitees erfolgen.

Der griechischen Regierung ermahnen jetzt neue Sorgen durch das Vordringen von Räuberbanden. Einer Devische der „Times“ wird zufolge, wird durch das Vordringen von Räuberbanden an verschiedenen Punkten Beunruhigung herorgebracht, doch habe die Landbevölkerung zu den Waffen gegriffen und die Räuber bisher im Schach gehalten. Die Regierung sende Genarmarie und Truppen ab. Amtlich werde die Anzahl der Briganten auf 850 angegeben, sie sei aber wahrscheinlich größer.

Ueber die Schlacht bei Domoko am 19. Mai

Schreibt man dem „E. Z.“ von militärischer Seite: „... So enthielt sich Methsch Balcha, mit seiner Division frontal anzugreifen. Während seine 2. Brigade links gegen Burnari demonstirte, ging in der Front die eben aus Adrianopel angekommenen, mit Mauergepörsen besetzte 1. Brigade nach rechts Stellung der Begener vor. Die 3. Brigade blieb in Reserve. Zu gleicher Zeit, Nachmittags 4 Uhr, traten sämtliche 11 türkischen Batterien in Thätigkeit, und hier möchte ich gleich vorzuschreiben, daß deren Wirkung, trotzdem sie in der Ebene gegen den bedeutend höher stehenden Feind feuerten, sich später als vorgütlich erwies. Nun ging das 14. Regiment zuerst im Artilleriefolge, dann auf ca. 800 Meter heftig aus den halbmondförmig vor ihm liegenden Schützengraben beschoßen, gegen die feindliche Stellung vor. Da die zweite Brigade Methsch's kein Terrain gewann, und die ganze Division Patri sich von den paar feindlichen Bataillonen des linken Flügels aufhalten ließ, waren die Verluste dieses Regiments ganz enorm. Ich habe am nächsten Tag das Getöse selbst heritten und rechne allein 200 Tode, im Ganzen sollen 50 Mann pro Kompagnie todt und verwundet sein, was einen Gesamtverlust von 800 Mann ergibt, nur zwei Offiziere sind unverwundet. Es gelang dem Regiment trotzdem, den Gegner aus einer kleinen, der Hauptstellung vorgelagerten Position zu werren und sich bis zur Dunkelheit in dieser Stellung ca. 400 Meter vor der feindlichen Hauptstellung zu behaupten. Einen Erfolg konnte das nuplose Opfer dieser braven Truppen nicht haben, da Patri Balcha einfach vor den drei feindlichen Bataillonen stehen blieb und auch ein Eingreifen der Division Kambi sich nicht fähig machte. So war der Tag, als der Beschlußkampf Abends 9 Uhr aufhörte, unentschieden, das heißt, die Türken hatten zwar ihre Stellungen behauptet, aber unter einem Verluste von ca. 1200 Mann Toden und Verwundeten und nur Dank der unglücklichen Unfähigkeit der Griechen, welche mit einem Offensivstoße das ganze türkische Centrum durchbrochen hätten. Am nächsten Morgen zeigte es sich, daß die Stellung von den Griechen geräumt war, und so besetzte gegen Mittag Seyfullah Balcha mit vier Bataillonen und einer Batterie den Furubagh nach kurzem Kampfe mit griechischen Nachzügeln, so daß der türkischen Armee die Straße nach Lania freistehet.“

Prozeß Tausch-Vitkov.

(Achter Verhandlungstag.)

Gestern sind nun die Zeugenvernehmungen beendet und damit die Beweisansprüche erschöpft. In der heutigen Sitzung werden die Wäldwörter beginnen und scheint es nach Lage der Dinge nicht ausgeschlossen, daß der Urtheilspruch bereits in den heutigen Abendstunden gefällt wird.

Redakteur Berger von der „Staatsbürger-Ztg.“ soll behaupten, daß er die Wahrnehmung gemacht, die darauf hin deuten soll, daß Dr. Verpöhl von Anstell. v. Tausch ein Hindernis wollte. Seine Kenntnis bezieht sich auf Folgendes: Kurz vor Beginn des Tausch-Prozesses hat ein Herr in einem Veredobahnwagen, ein Rechtsanwalt zu sein, geäußert: „In Folge des Prozesses wird ein höchst wichtiger Angelegenheit vorerster Fragen hat es hinzugefügt: „Dr. Verpöhl hat ihm mit einer Postkarte ein Bein gefügt.“ Der Zeuge verneint die Frage des Vorfragen, ob v. T. jemals versucht habe, der „Staatsbürger-Ztg.“ politische Inspirationen zu übermitteln.

Dr. Grützein, Redakteur des „Verl. Tagbl.“ behauptet, daß Dr. Verpöhl am 21. Oktober Abends im Beizimmer der Redaktion ein Verpöhl v. Tausch gehabt habe. Als dieser sich entfernte, habe ihm Dr. Verpöhl in einer flüchtigen Begrüßung mitgeteilt, daß Tausch dazugewesen sei. Er habe, wie Dr. L. weiter mittheilt, sich bemüht, den v. Tausch weiß zu waschen und den Tausch als Sachverständigen binzuzulassen und schließlich gefügt: „Herrst soll auch im Auswärtigen Amte empfangen werden. Dem Zeugen ist in Erinnerung, als sei er bei dieser flüchtigen Mitteilung weniger durch die Zustände des Empfangs Lokets im Auswärtigen Amte überrascht gewesen, als durch die Befähigung dieser Zustände durch eine Person mit amtlichem Charakter.“ Vorkommend: In der Vorvernehmung hat der Zeuge behauptet, daß Dr. Verpöhl's Ausäußerung dahin ging: „Herrst soll doch im Auswärtigen Amte empfangen werden.“ Diese Behauptung ist durch die Tatsache, daß die Zustände selbst Herrn Dr. Verpöhl schon vorher bekannt gewesen sein muß und er sie vielleicht nicht glaubt hat. — Zeuge: Ich kann nicht mehr sagen, ob das Wort „doch“ gebraucht worden ist. Ich habe den Eindruck gehabt, daß Dr. Verpöhl nicht bloß seine eigene Sachäußerung ansetzen, sondern in indirekter Rede wiedergab, was er in direkter Rede gehört hatte.

Die Vernehmung des Schriftstellers Kraemer.

Der Zeuge bekundet: Ich muß voraussetzen und möchte das sehr lebhaft betonen, daß ich freiwillig hier nicht als Zeuge gegen den Angeklagten v. Tausch erkläre, sondern daß dies die Folge eines Geswähres ist, das ich in einem Artikel von vier oder fünf Personen aus dem Jahre 1894, das ich an demselben Tage in der Zeitung des Staatsanwaltschafts bekannt geworden ist. Ich bin darauf zur Vernehmung vor den Untersuchungsrichter geladen und dort sofort zum eid werden. Meine Äußerung, die in der Anlage verwerthet sind, habe ich wider meinen Willen herausgesagt. Am zweiten oder dritten Tage des Verhörs wurde ich in dem Amtshaus, in dem ich vorher erkrankte, der Bericht über die Verhandlungen gelesen, und drückte ich meine Verurteilung darüber aus, daß v. Tausch unter keinem Gize beschritten haben sollte, jemals Verträge über den Geheimheitszustand des Kaisers in die Presse lancirt zu haben. Dies widerspricht meiner eigenen Äußerung. Ich bin mit Herrn v. Tausch nicht einmal in Berührung gekommen, er besuchte mich eines Tages und fragte mich, ob er geneigt wäre, eine Anfrage, die er an mich richten wollte, zu beantworten. Ich sagte: „Ja, immer ich kann und soweit es sich mit meiner Ehre verträglich ist.“ Er hielt mich dann vor, daß in den Anträgen die Nachfrist gefordert habe, daß die „Autumn“ an den Grafen Hohen v. Donnermark verhandelt worden sei. Der Kaiser, so legte er, sei sehr empört darüber, daß einer unferen ersten Magnaten gerade diese Zeitung anmerken sollte, und habe Vertheil gegen die Sache sofort unterlassen werden sollte. Ich habe mir bei demselben Tage, als ich mich mit Herrn v. Tausch zum ersten Male begegnete, dieser habe ich mich an mich gehalten, daß der Bericht über die „Autumn“ verfaßt sei. Im Verlauf des Besuchs v. Tausch fand am 17. März 1894 statt. Ich war vor dem Tausch, das es im Interesse Hohen's und des Grafen Hohen v. Donnermark liegt, fallenkung Erklärung zu verhoffen. Ich fragte Hohen, ob er sich mit dem Kaiser über die Nachfrist gefordert habe, um ihn umzu. Tausch sagte, die mündliche Auskunft reichte nicht aus, er wäre ihm lieb, wenn er seiner vorzüglichen Bedenke etwas Schriftliches vorlegen könnte, und da habe ich ihm denn den kleinen Bericht mit der Aufschrift „Hohen's auf kurze Zeit überlassen.“ Er schickte ihn dem Kaiser, und ich habe den Kaiser, der die Angelegenheit sehr ernst nahm, sah er auf dem Tisch ein Blatt von mir über den Fürsten v. Tausch liegen, und wir fanden in ein Gespräch, welches einen gemäßigten Charakter trug und mit der Vermutung Tausch's einzuwirken, doch wir ja Landleute seien. Ich drückte mein Vertrauen darüber aus, daß der Kaiser sich um solche Kleinigkeiten, wie der Bericht der „Autumn“ doch für ihn nicht, bekümmere.

von Tausch's Mittheilungen über den Geheimheitszustand des Kaisers.

Am März 1894 war die Presse überfluthet mit Nachrichten über den Geheimheitszustand des Kaisers. Die Mittheilungen über den Geheimheitszustand des Kaisers entschieden dementschied. Ich gebe nun gerne zu, daß das Gespräch über den Geheimheitszustand des Kaisers, das ich mit Herrn v. Tausch, der Geheimheitszustand des Kaisers allerdings erst sehr ungenügend, wenn es überhaupt abgelesen wurde, abgelesen wurde. Der Kaiser erstlich frant ich und sich in Absicht eine Operation durch Geh. Rath v. Bergmann unterziehen. Er drückte sich dabei ganz bestimmt aus, er würde loger ein Blatt Papier und zeichne mir eine Stelle auf, so wie die des Kaisers, die ich abgelesen habe. Ich habe nicht gelesen. Wenn v. Tausch behauptet, daß nicht er mir, sondern ich ihm in Mittheilungen dieser Art gemacht habe, so ist es doch schon von vorn herein ganz unannehmlich, daß ich einen Kriminalkommissar gegenüber solche Mittheilungen machen würde, die er sehr amtlich gegen mich vorzulegen hätte. Die Sache ist demnach, als er das von Ihnen sagte, unter der Anlage des Meinings und verheißte ich vielstetig nur ungeschickt. — Zeuge (stoffend): Die Unterhaltung hat etwa 1/2 Stunden gedauert. Ich habe mir über die Unterredung sofort Aufzeichnungen gemacht. Ich habe die Aufzeichnungen dem Kaiser vorgelesen, er vertrat, daß die Mittheilung über den Geheimheitszustand des Kaisers journalistisch verwerthen wollten? — Zeuge: Nein; ich hatte auch überhaupt nicht die Empfindung, daß v. Tausch zu mir „Kommen sei, um mit einem Aufsatze. Wenn aber ein Beamter eines Mannes von der Presse zu einem Artikel über den Geheimheitszustand des Kaisers schreiben möchte, daß es in der Presse kommt. v. Tausch: Welches Interesse hätten Sie an solcher Mittheilung über den geheimlich gehaltenen Geheimheitszustand des Kaisers? — Zeuge: In den weitesten Kreisen war der Glaube verbreitet, daß der Kaiser krank sei. Ich war mehrfach von meinen Zeitungen angefordert worden, den v. Tausch, der anderen Vorkämpfer, einen Bericht über den Geheimheitszustand des Kaisers zu bringen. Natürlich mußte ich annehmen, daß Herr v. Tausch gut unterrichtet sei, und deshalb konnten mir seine Informationen nur angenehm sein. Als ich dennoch einen Ausbruch des Zweifels stellen ließ, machte Herr v. Tausch mit der Mene eines Mannes, der wohl irgend etwas, welche einige Verweise über die Befragung, über die Seite 34 in von Allem unterrichtet ist, ich habe es. Wie ich selbst mit einem Negon Espionen umgeben. — Präsi: Sie müssen mir einräumen, daß die Neugier, einem Herrn von der Presse gegenüber, dem ja eigentlich eine berufsmäßige Indiscretion obliegt, so aufgeführt werden kann, als sei es auf eine Weise, die sehr leichtfertig, wenn nicht gar leichtfertig, ist. Zeuge: Ich bin von allgemeinem öffentlichen Interesse handelt, gebe ich dies zu. — Präsi: Warum brachten Sie denn die Bemerkung des Herrn von Tausch in Bezug der Espione nicht auch in der Presse? — Zeuge: Das war nicht von öffentlichem Interesse, wie der Geheimheitszustand des Kaisers. Ich würde mich nicht über die Unterredung hinwegsetzt haben, denn ich mußte wissen, daß ich die Mittheilung von Herrn v. Tausch hatte. — Der Oberstaatsanwalt erludt den Zeugen, noch einmal eine genaue und ausführliche Wiedergabe des Gesprächs zu geben. — Staatsanwalt Dr. Geger: Hat der Angeklagte v. Tausch nicht auch ein Gespräch über die Geheimheitszustand mit Ihnen geführt? — Zeuge: Unter Gespräch bezeichne ich nur darauf, daß v. Tausch mir auf meine Frage sagte, daß seinem Ermessen nach seine Äußerung gegen den Kaiserbedachtlich erheben werden würde. — Präsi: Haben Sie von der Mittheilung journalistisch Gebrauch gemacht? — Zeuge: Ich glaube nicht. Ich will mich nicht über die Unterredung mit ihm vorläufig geäußert haben. Das ist durchaus nicht mein Willen, sondern entspricht nur meiner Gewohnheit. Bei der Nieder schrift dieser Unterhaltung kam mir gleichzeitig der Bewußtsein, wie man die Mene, die mit der Unterredung der Presse betraut sind, davon in Kenntniß zu setzen, daß die Unterredung nicht von einem Aufsehen langen Zeit verlegt ist in meinem Hause liegen lassen, ohne daran auch ein Wort zu ändern. Der Untersuchungsrichter wußte zu meinem Ertrauen von dieser Aufzeichnung, ich habe mich anfänglich geneigert, sie herauszugeben und habe sie dem Kaiser vorgelesen. Ich würde mich nicht über die Unterredung hinwegsetzt haben, wenn ich nicht die Unterredung mit ihm vorläufig geäußert hätte. Zeuge: Der Angeklagte v. Tausch ist bekanntlich ein energischer Wismar Anhänger, ich glaube, der Zeuge hielt auf demselben Standpunkte und dies dürfte bei der Würdigung der Glaubwürdigkeit des Zeugen von Wichtigkeit sein. — Zeuge: Ich war und bin Mitarbeiter vieler Zeitungen, die von der Unterredung mit dem Kaiser v. Tausch in Kenntniß gesetzt sind, ich habe nicht die Ansicht gehabt, daß v. Tausch zu den besondern Berichten des Fürsten Wismar gehörte. — Zeuge Kraemer befindet sich lediglich noch auf weitere Fragen, daß ich sein Vernehmen und Hohen von Tausch gemacht haben mit den Worten: „Siehe Dich vor dem, der mit Dich doch nur ausbleiben überlegen.“ habe v. Tausch unmittelbar, nachdem er aus Absicht zurückgekehrt, mich aufgeführt und ihm gefügt: „Aus der Operation ist nichts geworden.“ Die Kaiserin war dagegen.“

Nach unvollständigen Äußerungen des Dr. Berg (Best am Montag) beginnt die Vernehmung des Redakteurs Simon. Er erklärt auf Befragen, daß er eine einzige Zeugnisaussage

Das
Bürgerliche Gesetzbuch
für
nur 40 Pfg.



Das
Bürgerliche Gesetzbuch
für
nur 40 Pfg.

Die
wohlfeilste Ausgabe

des
„Bürgerlichen Gesetzbuches“

nebst
Einführungsgesetz

stellen wir hiermit zum Verkauf. Das Werk (groß Octav mit Umschlag)
hat einen Umfang von

- 456 Seiten: Bürgerliches Gesetzbuch
- 50 Seiten: Einführungsgesetz
- 10 Seiten: Inhaltsverzeichnis
- 25 Seiten: Ausführliches Sachregister,

im Ganzen 541 Seiten für

 **nur 40 Pfg.** 
und 20 Pfg. Porto.

Da der Vorrath nur klein ist, so geschieht der Versand nach dem Ein-
lauf der Bestellungen. Dem Betrag von 40 Pfg. in deutschen Reichspost-
marken bitten wir 20 Pfg. Porto beizufügen. Die Bestellungen sind bald-
möglichst zu richten an den

Verlag der „Halleschen Zeitung“
Landeszeitung für die Provinz Sachsen
Halle a. S.

Eisenmoorbad Schmiedeberg (Bez. Halle).
Staatlich concessionirt
Kuranstalt speciell für Rheumatismus, Gicht,
Frauenleiden.

6852]

Prospecta gratis und franco durch Dr. med. Schneckelt.

Getrocknete Rübenschnitzel,
Getrocknete Birtreber,
sowie sämtliche andere Krautnahrungsmittel
offert unter Garantie billigst
Gebr. Mooshake, Halberstadt.

Anter- und Kreuz-Schmalz

gehören anerkannt zu den allerfeinsten Marken garantiert reinen Schweine-
schmalzes und zeichnen sich durch feine, feinsten Wohlgeschmack, sowie
schöne weiße Naturfarbe besonders aus. Man sollte deshalb diesen
Marken beim Einkauf den Vorzug geben, um der Stundhaftigkeit das Beste
zu leisten, was überhaupt geboten werden kann; zu haben bei
Großhändlern der Provinzialstädte. (6472)

Mit 2 Beilagen.

Notationsdruck und Verlag von Otto Zehle, Halle (Saale), Leipzigerstraße 87.



Trilby.

(Nachdruck verboten.)

Roman von George du Maurier.

Deutsch von Marg. Jacobi.

13) Raum aber hatten ſie die enge, thurmbegrenzte Rue Vieille des Trois Mauvais Ladres betreten, als der kleine Billy ſelbſt ihnen entgegen kam. Er trug Malkaſten und Felbſtaffel in der einen und ſeine kleine Reiſetaſche in der andern Hand; der Hut ſaß ihm auf dem Hinterkopf, ſein Haar ſträubte ſich nach allen Richtungen, er ſah blaß aus und ſchien ganz außer ſich zu ſein.

„Großer Gott, was iſt denn geſchehen?“ rief Taſſy.

„O—o—o ſie ſiht bei Carrel!“

„Wer denn, wer?“

„Trilby! vor allen den rohen Kerlen! Ich machte nur die Thür auf, und da ſah ich ſie. Es war, als hätte mir Jemand mit der Fauſt vor die Stirn geſchlagen, ſo prallte ich zurück. Nein, nie ſehſt du wieder einen Fuß in das verfluchte Loch! Ich gehe nach Barbizon und male den Wald. Das wollte ich Euch nur ſagen. Leb wohl.“

„Halt, warte noch einen Augenblick — biſt du denn ganz von Sinnen?“ fragte Taſſy und hielt ihn feſt.

„Laß mich los, Taſſy — bei Gott, ich muß fort — in einer Woche komme ich wieder — aber halte mich nicht auf — hörſt du, laß mich gehen!“

„So nimm doch Vernunft an — ich komme mit!“

„Bewahre — ich gehe allein — ich will allein ſein — laß mich los — ich muß fort!“

„Keinen Schritt — erſt gieb mir dein Ehrenwort — ſchwöre mir, daß Du ſchreiben wirſt, ſobald Du dort ankommſt, und uns jeden Tag Nachricht geben, bis zu deiner Rückkehr. Das ſchwöre!“

„Ja, ja — auf mein Wort — ich ſchwöre dir's! — So — nun Gott befohlen — am Sonntag bin ich zurück — lebt wohl!“ — Und fort war er.

„Aber was in aller Welt ſoll denn das heißen?“ fragte Taſſy verblüfft.

„Mir ſcheint, er iſt vor Schrecken ganz aus dem Gleichgewicht gerathen, als er Trilby hort bei Carrel in ihrer Bekleidung, oder mangelhaften Bekleidung, hat ſie ſehen. Ein komiſcher kleiner Kerl! — Aber über Trilby muß ich mich auch wundern. Sie ſollte doch ſo etwas nicht thun, noch dazu, wenn wir gerade auswärts ſind! Wie iſt ihr das nur in den Kopf gekommen? Noch nie zuvor hat ſie in einer Malſchule geſeſſen. Ich dachte, ſie wäre nur des alten Carrels Modell und Duriens.“

Eine Zeitlang gingen ſie ſchweigend weiter.

„Weißt du — ich fürchte, der thörichte Junge hat ſich in ſie verliebt — das wäre entſetzlich!“

„Mir ahnt ſchon längſt das Schreckliche, daß ſie ſich in ihn verliebt hat.“

„Eine unerhörte Geſchichte!“ meinte Taſſy.

In tiefem Brüten verſunken, ſetzten ſie ihren Weg fort; je mehr ſie aber nachdachten und alle Einzelheiten erwogen, deſto mehr wurde ihnen die Vermuthung zur Gewißheit.

„Da haben wir uns eine ſchöne Suppe eingebracht,“ ſagt der Laird. „Aber bei der Suppe fällt mir ein — wollten wir nicht zum Eſſen gehen?“

Das thaten ſie, waren aber ſo aus dem gewohnten Geleiſe, daß Taſſy ganz gedankenlos drei Omeletten aß, während der Laird zwei halbe Flaſchen Wein trank und Taſſy drei. Sie wagten ſich nicht wieder in das Atelier zurück, aus Furcht, Trilby möchte ſie dort auffuchen, und ſpazierten den Nachmittag über höchſt unglücklich in den Straßen umher.

Daß Trilby ſich in der Malſchule zum Modell hergab, war aber ſo zugegangen:

Carrel hatte plötzlich den Einfall bekommen, er wollte eine Woche lang dort im Verein mit ſeinen Schülern nach dem Modell malen, damit ſie ihm zuſehen und es ihm womöglich nachmachen könnten. Von Trilby aber hatte er ſich als beſondere Gunſt erbeten, daß ſie ihm bei dieſem Verſuch ſitzen möchte. Dem großen Carrel war ſie ſo ergeben, daß ſie ihm jeden Gefallen gethan hätte. Sie erklärte ſich daher gleich bereit und fand ſich am Montag Morgen pünktlich ein. Carrel ſtellte ſie nach der berühmten Figur aus Ingres Gemälde „La Source“, die einen Steinkrug auf der Schulter trägt; dann machten ſich alle an die Arbeit und es herrſchte eine feierliche Stille im ganzen Raum. Kaum fünf Minuten waren vergangen, da plagte der kleine Billy herein; er ſah ſie, riß die Augen weit auf, zog die Schultern in die Höhe und ſtand wie verſteinert. Dann ſtreckte er wie abwehrend die Arme aus, wandte ſich und ergriff die Flucht.

„Qu'est ce qu'il a donc, ce Kleinerbili?“ fragten ein paar Schüler verwundert; (man nannte ihn allgemein bei ſeinem Spitznamen).

„Er wird wohl etwas vergessen haben,“ meinte Barizel: „vielleicht ſeine Zähne zu putzen, oder ſich den Scheitel zu machen.“

„Hoffentlich kommt er bald wieder,“ ſagte der Meiſter. Und der Zwischenfall ward nicht weiter erörtert.

Trilby jedoch fühlte ſich ſehr dadurch beunruhigt; ſie ſann noch lange hin und her, was es wohl zu bedeuten haben möchte.

Zuerſt überlegte ſie ſich's auf Franzöſiſch — dem Franzöſiſch des Quartier latin: Sie hatte den kleinen Billy vielleicht acht Tage lang nicht geſehen und ſich gefragt, ob er vielleicht krank wäre. Bei dem Gedanken, daß er ſie malen würde — natürlich ſchöner als alle Anderen — hatte ſie ſich gefreut. Wenn er nur bald wieder käme, damit keine Zeit verloren ginge!

Dann erwog ſie es auf Engliſch in ihrem Haupte — auf Engliſch, wie man es im Atelier von St. Anatole des Arts ſprach — ihres Vaters gutes, reines Engliſch. Da ſchoß es ihr plötzlich wie ein Blitz durch den Kopf, ſie fühlte ein Prickeln in Händen und Füßen, kalter Schweiß bedeckte ihre Stirn und Schläfen.

Das Geſicht des kleinen Billy war ſehr ausdrucksvoll, und ſie hatte ſcharfe Augen.

Konnte es möglicherweise ſein Geſicht verlegt haben, ſie dort ſitzen zu ſehen?

Er war sehr eigen in manchen Dingen, das wußte sie wohl; auch fiel ihr ein, daß weder er, noch Taffy, noch der Laird je den Wunsch geäußert hätten, eine Figur zu malen, worauf sie doch mit Vergnügen eingegangen wäre. Der kleine Billy hatte stets stillgeschwiegen, wenn sie erwähnte, sie habe für Alles mit einander Modell gestanden, wie sie es nannte, und hatte ein sehr ernstes, fast trauriges Gesicht gemacht.

Während sie das Alles bedachte, wurde sie bald blaß, bald roth, und je mehr ihr der Gedanke zur Gewißheit wurde, desto qualvoller erschien er ihr.

Dies neugeborene Gefühl der Scham zermühte und zerriß ihr Inneres mit namenlosem Weh, es bereitete ihr Schmerzen, wie sie solche ihr Lebenlang noch nie empfunden hatte.

„Was fehlt Dir, Kind, bist Du krank?“ fragte Carrel, der ihr sehr wohlgesinnt war; schon als ein kleines Mädchen hatte sie ihm geseffen. (Sein Bild in der Gallerie du Luxembourg 'Enfance de Psyché ist nach ihr gemalt.)

Statt der Antwort schüttelte sie nur den Kopf, und die Arbeit ging weiter.

Auf einmal ließ sie den Steinkrug fallen, der in tausend Stücke zerbrach, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und begann heftig zu schluchzen. Vor aller Augen stand sie so da und weinte wie ein großes Kind — „La source aux larmes.“

Carrel sprang auf und half ihr vom Tritt herunter. „Was hast Du denn, mein armes, liebes Kind? So sage mir's doch!“

„O ich weiß nicht — ich weiß nicht — mir ist nicht wohl — ich bin krank — ich will nach Hause!“

Angstlich um sie besorgt, half man ihr beim Ankleiden. Carrel ließ eine Droschke holen und fuhr selbst mit nach ihrer Wohnung. Unterwegs schmiegte sie sich weinend an ihn und gestand ihm Alles, so gut sie konnte. Monsieur Carrel trat dabei die Thränen in die Augen und er wünschte zu Gott, er hätte ihr nie zugeredet, Modell zu stehen, weder an diesem Tage, noch früher. Tieftraurig dachte er an seine furchtbare Verantwortlichkeit (er hatte selbst erwachsene Töchter) und kehrte in das Atelier zurück. Schon eine Stunde später war ein anderes Modell herbeigekauft und ein neuer Steinkrug, sodaß die Arbeit wieder in Gang kam.

Trilby aber lag in trostloser Verzweiflung den ganzen Tag über auf dem Bett, auch noch den nächsten Tag und den darauf folgenden. Sie überdachte ihr vergangenes Leben. Reue und Scham bereiteten ihr Qualen, mit denen verglichen der Schmerz in ihren Augen eine wahre Erleichterung für sie schien. Er stellte sich diesmal sehr heftig ein und peinigte sie länger und schrecklicher als je zuvor; allein mitten in ihrem Glend erkannte sie doch, daß Seelenschmerzen die allerschlimmsten sind.

Zuletzt faßte sie den Entschluß, an einen der trois Angliches zu schreiben, und wählte den Laird. Mit ihm stand sie auf vertraulichem Fuße, als mit den beiden Andern, denn er war zwar ein schlauer Schotte, aber doch so leutselig und freimüthig gegen Jeden, dem er wohlwollte, daß man unwillkürlich Zutrauen empfand. Auch hatte sie ihn während seiner Krankheit gepflegt und ihn oft vor dem ganzen Atelier voller Leute gestreichelt und geküßt. Sie that das sogar, wenn sie mit ihm allein war, und hatte es immer höchst natürlich und selbstverständlich gefunden, etwa wie ein Kind, das einen geliebten jungen Onkel oder älteren Bruder liebkost. Der gute Laird besaß zwar einen fast uner-schütterlichen Gleichmuth, aber doch stellten Trilbys unschuldige Freundschaftsbezeugungen ihn manchmal auf eine starke Probe. Gegen Taffy nahm sie sich sie nie solche Freiheiten heraus, und sie wäre lieber gestorben, als es bei dem kleinen Billy zu thun.

Der Brief, den sie an den Laird schrieb, war zwar nicht fehlerfrei, ließ aber deutlich erkennen, daß ihre Rechtschreibung sich sehr gebessert hatte, seit sie nächtlicher Weile so fleißig in den geborgten Büchern las. Er lautete:

„Lieber Freund! Ich bin sehr unglücklich. Neulich saß ich bei Carrel, Rue des Potirons, als der kleine Billy hereinkam, aber sofort wieder umkehrte und vor Entsetzen und Widerwillen davonlief.

„Es stand Alles in seinem Gesicht geschrieben.

„Monsieur Carrel hatte mich darum gebeten. Er hat mir von Kind auf viel Freundlichkeit erwiesen, und ich würde ihm Alles zu Gefallen thun — nur das niemals wieder.

„Er selbst war auch da.

„Noch nie habe ich etwas darin gefunden, Modell zu stehen; schon als Kind that ich es für M. Carrel. Mama befahl es mir, und ich mußte ihr versprechen, Papa nichts davon zu sagen. Ich war bald ebenso gewohnt, den Leuten zu sitzen, als Besorgungen für sie zu machen, ihre Wäsche zu waschen und ihre Kleider zu sticken. Papa hätte auch nicht gern gesehen, daß ich das Alles that, obgleich wir das Geld sehr nöthig brauchten, und er hat es nie erfahren.

„Ich habe auch Andern für Alles mit einander geseffen — M. Gérôme, Durien, den beiden Hennequins und Emile Baratier; für Hände und Füße sehr vielen Leuten und für die Füße allein nur Charles Faure, André Besson, Mathieu Dumoulin und Collinet. Sonst Niemand.

„Es kam mir ebenso natürlich vor, Modell zu stehen, als wenn ich ein Mann wäre. Aber jetzt ist mir der Unterschied ganz klar geworden.

„Auch andere schreckliche Dinge habe ich gethan, wie Sie gewiß gehört haben — man weiß es ja im ganzen Quartier, Baratier und Besson, Durien nicht, was auch die Leute sagen. Sonst Niemand, das schwöre ich — außer Mamas Freund, der alte Monsieur Penque, gleich zu Anfang.

„Jetzt möchte ich am liebsten sterben vor Scham und Kummer, wenn ich daran denke. Denn das ist viel schlimmer, als Modell zu stehen; auch wußte ich ganz genau, daß ich Unrecht that und kann mich nicht entschuldigen — nein, nicht im Geringsten. Freilich giebt es auch Andere, die gerade so schlecht sind, und doch sieht sie kein Mensch im Quartier deshalb mit scheelen Augen an.

„Wenn Sie mit mir brechen wollen, und Taffy und der kleine Billy, so glaube ich wirklich, ich werde vor Kummer den Verstand verlieren. Ohne Ihre ganze Freundschaft wäre mir das ganze Leben verleidet. Mir ist Ihr kleiner Finger, lieber Sandy, mehr ans Herz gewachsen, als irgend ein Mensch — Mann oder Frau — den ich je gekannt habe; und Taffys kleiner Finger, und auch der des kleinen Billy ebenso.

„Was soll ich nur anfangen? Ich wage mich nicht auf die Straße, aus Furcht, einem von Ihnen zu begegnen. Wollen Sie nicht zu mir kommen?

„Nie im Leben will ich wieder Modell stehen, nicht einmal für Hände und Gesicht. Ich werde wieder blanchisseuse de fin bei meiner alten Freundin Angèle Boisse, die ihr gutes Auskommen hat in der Rue des Cloîtres Sie Pérouville.

„Nicht wahr, Sie werden mich besuchen? Bitte thun Sie es doch! Ich bleibe den ganzen Tag zu Hause, bis Sie kommen. Oder, wenn es Ihnen lieber ist, will ich Sie irgendwo treffen; sagen Sie nur wo und wann. Oder ich kann auch zu Ihnen ins Atelier kommen, wenn Sie ganz gewiß allein sind.

„Bitte, lassen Sie mich nicht lange auf Antwort warten; Sie machen sich keinen Begriff davon, wie unglücklich ich bin!

„Ihre Sie immer liebende, getreue Freundin

Trilby O'Ferrall.“

(Fortsetzung folgt.)

Vor dem Jubiläum.

London, 31. Mai 1897.

Wenn es so fortgeht, wird London noch mit Brettern vernagelt. Es sind noch drei Wochen bis zum Jubiläum der Königin, auf Schritt und Tritt aber begegnen wir schon den großartigen Vorbereitungen, die aus Anlaß dieses nicht nur in der Geschichte Englands, sondern der Welt einzigen Festes getroffen werden. Kein Welttheil, in dem an diesem denkwürdigen 22. Juni nicht Millionen von Menschen jubelnd und dankbar und aus vollem Herzen in den Ruf God save the Queen! einstimmen und den sechzigsten Jahrestag ihrer Regierung feiern werden. Die Sonne, die, wenn sie auch manchmal in London aufzugehen vergißt, in diesem Reiche niemals untergeht, wird an diesem Tage nicht aufhören, zu Rundgebungen der Anhänglichkeit zu leuchten. Mit berechtigtem Stolz kann die Königin auf die ganz freiwilligen Neuherungen der Anerkennung ihres Wirkens blicken. Wo immer die britische Flagge weht, vom fernsten Osten bis zum tiefsten Westen, vom hohen Norden bis zum tiefen Süden, legen heute schon die Tausende von Städten ihr Festgewand an. London, wo die Königin diesen denkwürdigen Tag verleben wird, geht natürlich allen anderen voran.

Der Zustrom ist bereits ganz außerordentlich; aus den entlegensten Erdenwinkeln haben sich schon Gäste eingefunden. Neben den Canadiern, Australiern und Afrikanern sehen wir die Straßen schon von Indiern, Maoris, Indianern, Singhalesen, Maleyen, Zulus, Cyriotern und anderen Unterthanen der Königin belebt, und was aus London in der Jubiläums-Woche noch werden soll, weiß der Himmel allein. Eine wahre Völkerwanderung wird sich in die Mauern der Riesenstadt ergießen, die kaum die Menge wird fassen können, die sich hier zusammenzubringen droht. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung in den Straßen werden an diesem Tage 42 000 Soldaten und zu den 14 000 Londoner Polizisten noch 10 000 Konstabler von auswärts herangezogen.

Eine gleich große Sorge macht die Verpflegung und Unterbringung des Zuwachses der Bevölkerung, und Vorbereitungen werden getroffen, als ob es eine Belagerung gälte. Wir Londoner haben heute schon unsern Jubiläums-Tribut in den gesteigerten Preisen der Lebensmittel zu zahlen. Fleischer, Bäcker, Gemüsehändler, alle schlagen auf die Preise, und Alle haben dasselbe Wort der Entschuldigung: The Jubilee! In dem meilenweiten Straßenzug, durch den der Festzug kommen wird, sind schon Tausende von Zimmerleuten, Arbeitern und Handwerkern beschäftigt, um Tribünen zu errichten, die Häuser neu anzupflastern, Dekorationen anzubringen und Vorbereitungen für die große Illumination zu treffen, die am Abend des 22. Juni, zur selben Zeit, wo von allen Bergeshöhen des ganzen Vereinigten Königreichs Freudenfeuer leuchten werden, London in ein Lichtmeer verwandeln soll. Die Kosten scheint Niemand zu achten. Die City von London verwendet für die Illumination der Guild-Halle, des Mansion-Hauses und der St. Pauls-Kathedrale allein über 100 000 Mk. Bis in die entlegensten Straßen findet man heute schon die Wahrzeichen der kommenden Dinge, und wie die Gasanstalten und die elektrischen Beleuchtungswerke mit den an sie gestellten Anforderungen Schritt halten sollen, ist eine ungelöste Frage. Viele Straßen gewinnen mit meist in lichten Farben gehaltenem, dekorativem Anstrich ihrer Stirnseiten ein neues, ungewohntes und freundliches Aussehen. Die Schaugerüste verschimmeln aber augenblicklich unsere schönsten Plätze und Straßenzüge. So Trafalgar-Square, wo für das Haus der Lords und „dessen“ Frauen und Töchter vor der National-Gallerie wahre Niesentribünen errichtet stehen. Der schöne Platz vor dem Parlament ist ähnlich verbaut; das Parlamentsgebäude, die Paulus-Kirche, White-Hall und viele andere öffentliche Gebäude gleichfalls, und wo nur immer sich Sitze anbringen lassen, Kirchen und königliche Paläste mit eingeschlossen, da sind bis auf die Dächer hinauf Zimmerleute thätig, um den Ausersvählen dazu zu verhelfen, mehr oder weniger bequem die Königin an ihrem Ehrentage mit allem ihrem Gefolge sehen zu können.

Auf dem Plage vor St. Paul hat sich der Unternehmungsggeist in dieser Richtung am stärksten offenbart. Der bekannte Zauberfänsler und Erfinder Maskelyne hat dort von einer Firma ein großes dreistöckiges Haus für den 22. Juni gemiethet. Der Preis besteht darin, daß er das jetzige Haus niederreißen und ein neues, größeres und schöneres an seiner Stelle nach den Plänen des Vermietthers aufbauen läßt. Das Niederreißen hat

schon begonnen und wird in einigen Tagen beendet sein; dann wird auf dem Bauplätze eine Tribüne für 1500 bis 1600 Personen errichtet, welche die Kosten der Spekulatzen bezahlen und für Herrn Maskelyne, wie er hofft, noch einen Nutzen von mindestens 5000 Pfund Sterling abwerfen sollen, was, da der Bau an 30,000 Pfund Sterling kostet, für jeden Sitz den Preis von etwa 500 Mk. ergibt. Ob sich der kühne Unternehmer wohl nicht verrechnet hat? In den Fensterpreisen ist unstreitig eine Waflse eingetreten, obgleich noch immer geradezu unerhörte Preise verlangt und bezahlt werden. Das „Volk“, d. h. alle Leute, die keine Sige gratis, wie die Lords und Gemeinen, die hohen Staatsbeamten und Offiziere, Würdenträger der Kirche, der City, der Gerichtshöfe u. s. w., oder für schweres Geld sichern können, müssen, wenn sie den Zug sehen wollen, in den Straßen sich aufstellen. Um 6 Uhr Morgens wird der ganze Wagenverkehr eingestellt, um 8 Uhr müssen alle, die Sige auf Tribünen in oder auf Häusern haben, auf ihrem Platz sein, da man ein solches Gedränge erwartet, daß die Straßen nach dieser Stunde nicht mehr passirbar sein und bis 4 Uhr Nachmittags unpassirbar bleiben werden. Wer dem Gedränge entgehen will, thut am besten, die Luftballons zu benutzen, die beim Theatervorankert sein werden und in denen der Sitz nur 175 Mk. kostet.

Die berühmtesten Restaurants und Köche sind mit Aufträgen so überhäuft, daß z. B. Pimm bereits vor vier Wochen das Bestimmungsbuch geschlossen hat. Champagner ist in unerhörten Mengen eingeführt worden, und bei der herrschenden Nachfrage beträchtlich im Preise gestiegen. Das Geld, das an diesem einen Tage ausgegeben werden wird! Man kann von Milliarden Mark sprechen, namentlich, wenn man das ganze britische Reich ins Auge faßt.

Die Feier ist aber nicht allein auf diese festliche Begehung beschränkt. Sie hat die Schleusen der Wohlthätigkeit und des Gemeinfinns geöffnet. In jeder Stadt im Mutterlande, sowie in den Kolonien, wird das Jubiläum durch eine neue Stiftung verewigt: Hospitäler werden neu errichtet, oder bestehende vergrößert, ebenso Volksbibliotheken, öffentliche Bäder, Armenhäuser, Waisenhäuser und was sonst in dieses Fach schlägt. Der Herzog von Norfolk hat der Stadt Sheffield aus dem Anlasse des Jubiläums einen großen Park geschenkt, und viele andere derartige Gaben sind zu verzeichnen. Die Prinzessin von Wales regte den Gedanken an, die Waisen und Obdachlosen London's — 200,000 an der Zahl — mit einem Jubiläums-Essen zu versorgen, wofür dem Lordmayor alsdann ein Check von 25,000 Pfd. Sterl. von einem Herrn zugeht, der nicht genannt sein wollte, und der, wie es sich herausstellte, kein anderer war, als der Theehändler Lipton. Allen Sammlungen, die eröffnet wurden, fließen Millionen zu, und das drückt der Jubiläums-Feier ihren Stempel auf: es ist nichts gemachtes daran, es kommt von Herzen, es ist eine wahre National-Feier.

Allerlei.

Der König von Siam, über dessen gegenwärtige europäische Reise wir schon berichtet haben, zeigt in seinem Neuzeren eine interessante Mischung europäischer und asiatischer Wesens. Die mittelgroße, elegante und schlankte Gestalt ist für gewöhnlich mit Schnalenschuhen, Kniestrümpfen und dem nationalen, aus einem langen seidnen Tuch bestehenden Schurz „Pennang“, der in seiner Drapirung einem weiten, kurzen Beinleid ähnelt, bekleidet; die Tracht vervollständigt ein Jaquet europäischer Schnittes; er für einen asiatischen Monarchen höchst bemerkenswerthes Detail: der König von Siam trägt niemals Diamanten oder Juwelen. Nur wenn er die Uniform anlegt — der weiße Rock erinnert in seinem Schnitt an die ehemaligen österreichischen Offiziersröcke — trägt der König die drei höchsten der fünf flammelichen Orden. König Chulalongkorn hat ein sympatisches mildes Gesicht, das schwarze Haar und der kleine Schnurrbart entsprechen durchaus dem europäischen Zuschnitt, die großen, glänzenden Augen sind voll Feuer und Lebhaftigkeit. Der König, der auf seiner Rundreise durch Europa der Reihe nach Rom, Wien, Petersburg, Stockholm, Kopenhagen, London, Berlin, Haag Brüssel, Paris, Madrid und Lissabon besuchen wird, und gegenwärtig in Genf sich aufhält, ist nach Schah Nasr-Eddin von Persien der zweite asiatische Souverän, der das Abendland bereist, um die Ergebnisse seiner Beobachtungen zur Civilisirung seines Reiches zu verwerten. Jetzt schon rangirt Siam, was moderne Kultur anbelangt, unter den selbstständigen Reichen Asiens unmittelbar hinter Japan. Und dieses ist fast durchaus ein persönliches Verdienst des jetzigen Königs. Als ältester Sohn des Königs Maha-Vongkhit, den seine 600 Frauen und 3000 Edalisten mit 81 Kindern beschenkt hatten, geboren und von dem englischen Kapitän John Birch und

einer Amerikanerin Miss Leonowes erzogen, trat er 1875 die Regierung an. Er hob alsbald die Sklaverei auf, dann änderte er die Hofetikette, nach welcher früher Alle, die sich dem Monarchen näherten, auf Knien und Elbogen im Staube zu kriechen hatten. Er baute Muster Schulen, schickte auf eigene Kosten zahlreiche junge Leute zur Ausbildung nach Europa, richtete mit Hilfe von deutschen Fachleuten ein mit Grattifizirendes Post- und Telegraphennetz ein, baute Eisenbahnen, ließ in Bangkok, seiner Haupt- und Residenzstadt, eine umfassende Stadtregulirung durchführen, führte eine Wasserleitung und elektrische Beleuchtungsanlagen ein und schuf ein uniformirtes Polizeikorps. Trotz alledem ist der Herrscher von Siam kein Umstürzler und sucht die alte Kultur seines Reiches, die sich in orientalistisch-phantastischem Tempel- und Palastbauten, in einer eigenartigen Skulptur- und Dekorationskunst ausdrückt, so weit wie möglich zu bewahren. Für sich selbst hat Chulalongkorn einen neuen Residenzpalast im italienischen Stil, aber mit flammenden Dächern bauen lassen; die ungemein kostbare innere Einrichtung ist durchaus europäisch, die Möbel, die der König für seine Privatgemächer aus London bezog, kosteten nahezu eine Million Gulden. Zahllose Dienerschaft in prächtiger Livree bevölkert den Palast; Hunderte von Frauen hat der König in seinem Harem, und er ist bis jetzt glücklicher 140facher Familienvater. Viele dieser Kinder werden in Europa erzogen, und der Kronprinz befindet sich gegenwärtig zu seiner Ausbildung in England. Trotz seiner tolosalen Ausgaben für Staatszwecke und für die rauschenden Festlichkeiten seiner Hofhaltung hat Chulalongkorn mit den etwa 36 Millionen Gulden jährlich betragenden Staatseinkünften bisher sein Auskommen gefunden, und das Wort „Staatsbankrott“ ist in Siam — noch immer unbekannt.

Alttersgenossinnen der Königin Victoria. Aus London wird geschrieben: Mit der Königin von England, die demnächst ihr sechzigjähriges Regierungsjubiläum begeht und sich im 78. Lebensjahre befindet, weitestern am hohen Alter fünf Damen, die wie die Königin selber, vom ganzen Lande hochgeehrt werden. Da ist zunächst Lady Lissa Tighe, die auf einem Ball tanzte, der am Abend vor der Schlacht von Waterloo stattfand, und sich heute im Alter von 93 Jahren noch vollkommen frisch und gesund fühlt. Ihr Gedächtniß hält die ältesten Daten fest, und sie erinnert sich genau der Zwischenfälle auf jenem Ball, der Gedächtnißjubiläum Wellington's und der Jagdhorn-Jantare, welche die Soldaten zu den Waffen rief. Jener „historische“ Ball hat in Brüssel, im Hause ihres Laites, des Herzogs von Richmond, stattgefunden und wird manchem unserer Leser aus der glänzenden Schilderung bekannt sein, die sich in Thackeray's berühmtem Roman „Vanity Fair“ von ihm findet. Im Jahre 1828 heirathete sie den Obersten Honourable William Tighe. Er starb im Jahre 1878, und die alte Dame, deren Leben mit der Vergangenheit Englands so innig verknüpft ist, kehrt heute noch die sarte Handschrift einer Neunzehnjährigen. Die Frau, die nächst der Königin im letzten halben Jahrhundert wohl den stärksten politischen Einfluß ausgeübt hat, ist Frau Catherine Gladstone. Sie war die Tochter Sir Stephen Glynnes', des Besitzers von Hawarden und anderer großer Liegenschaften. Das berühmte Schloß Hawarden in Flintshire, als Tausculum des „grand old man“ von der ganzen gebildeten Welt bekannt, ist somit durch seine Frau in den Besitz Gladstone's gelangt. Die Verbindung des Gladstone'schen Ehepaares ist am 25. Juli 1839 geschlossen worden, ungefähr ein halbes Jahr vor dem Gedächtniß der Königin, und Frau Gladstone muß beträchtlich über achtzig Jahre alt sein. Eine bemerkenswerth jugendliche Alte ist auch die Herzogin von Cleveland, die Mutter des früheren Premierministers Lord Rosebery. Sie ist gleichfalls eine hohe Achtzigerin, beschämt aber in manchen Dingen Frauen, die 50 Jahre jünger sind. Sie geht bei jeder nur möglichen Gelegenheit weiß gekleidet und ist von einer wahren Leidenschaft für das Reisen befallen. Ihr halbes Leben hat sie auf Reisen zugebracht und ist jetzt wieder auf einer Afrikafahrt begriffen. Ihr erster Gatte, Lord Dalmeny war der Vater Rosebery's, ihr zweiter Herzog Georg von Cleveland. Der Ruf der Baronin Angelina Burdett-Coutts hat die Grenzen Londons und Englands weit überschritten. Sie ist die Tochter Sir Francis Burdett's und trat nach dem Tode der Herzogin von St. Albans, der Wittve ihres Großvaters, das Nachsehen der Coutts an, deren Namen sie dem übrigen zufügte. Jeder Ruf um Barmherzigkeit und Hilfe fand bei der seltenen Frau das willigste Gehör; sie hat allein für die Förderung des Wohl's der Londoner Stadtarmen eine Summe von fünf Millionen auf einmal hergegeben.

Entdeckungsvellen in Mittelafrika. Der schwedische Forschungsreisende Dr. Sven Hedin hat eine mehr als 40 Monate dauernde Reise nach unbekanntem und wenig erforschten Gebieten Mittelafrikas vollendet. Von Kaschgar, der indischen Grenzstadt, sowie auch von Tashkent aus hat er das Pamirgebiet drei Mal besucht und dort umfangreiche, noch nicht erforschte Gebiete kartographisch aufgenommen. Den höchsten Berg des nordwestlichen Ausläufers des Kuenlun, den Mustagata, bestieg er bis zu einer Höhe von etwa 20 000 Fuß, ohne aber den Gipfel erreichen zu können, trotz wiederholter hartnäckiger Anstrengungen. In der Wüste Taklamakan geriet er in einen Sandsturm, der ihm zwei Mann seiner Begleitung und mehrere Kameele raubte; er selbst konnte nur mit Mühe vor den bis zu 180 Fuß hohen, einberühmenden Sandwellen sich retten. Trotzdem unternahm er das Wagniß noch ein Mal, diesmal mit bestem Gelingen; denn er fand nunmehr die im Sande begrabenen Reste von zwei sehr alten Städten. Später durchzog er auch einen Theil der

Wüste Gobi, an deren Südgrenze er den See Lobnor aufsuchte, mit welchem russische Reisende schon seit Jahren sich befassen, weil über seine geographische Lage erhebliche Meinungsverschiedenheiten bestanden, die, wie Hedin fand, daraus sich erklären, daß der Lobnor in Folge von Sandstürmen und Schlamm-Massen, welche den Fluß Tarim heranwühlte, allmählich seine Lage verändert hat. Weiterhin zog Hedin über den Kuenlun nach Tibet, dessen nördliche Striche noch wenig erforscht sind, und von dort durch unwegsame, von kriegerischen und raublustigen Stämmen bewohnte Gegenden nach Sutschan, eine Reise, deren Beschwerlichkeit schon aus dem Umstande hervorgeht, daß fast 90 pCt. der Thiere seiner Karawane dabei verloren gingen. Kürzlich nun traf Hedin dann in Peking ein, wo er Gast des russischen Gesandten war. Die Kosten der Expedition trugen König Oskar von Schweden, der bekannte, inzwischen verstorbene Dynamikönig Nobel und andere Freunde der geographischen Wissenschaft.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Der Kampf zwischen Halbmond und Kreuz steht noch immer im Vordergrund des Interesses, daher bringt die „Illustrirte Zeitung“ Nr. 2812 vom 20. Mai ein halbes Duzend vortrefflicher Skizzen ihrer Kriegskorrespondenten; wir sehen in Salonichi auf dem Ufer des Hafens, wie feindliche griechische Kriegsschiffe, einen türkischen Munitionstransport, der ein thessalisches Dorf passiert, die Abfahrt kriegsgeisterter, junger albanesischer Freiwilligen vom Bahnhofe in Uesküb, einen zum Glaubenskrieg fanatisirten Arnavutenstamm, der zu den Waffen greift, eine osmanische Patrouille auf dem Bergpfad und die freudige Aufnahme amtlicher Siegesnachrichten am Goldenen Horn. — Den Freund des Waffenhandwerks wie des Sports fesseln die zahlreichen Aufnahmen, die österreichische Militärradfahrer bei voller feldmäßiger Ausrüstung in schwierigem Terrain wie im Feuergefecht zeigen. — Treffliche Momentaufnahmen erzählen vom kürzlich erfolgten Besuch der deutschen Kaiserfamilie in Lothringen; das Porträt des Kontradmiraals Tirpitz macht mit dem neuen Stellvertreter des Staatssekretärs im Reichsmarineamt bekannt. — Einem großen Soldaten der neuen Welt ist das am 27. April geweihte Grant-Monument in New-York gewidmet. — Doch auch die bildende Kunst wie die Poesie gehen in dieser Nummer keineswegs leer aus: von der großen Berliner Kunstausstellung kündigt die monumentale Bronzegruppe „Nieta“ von S. Oberlein und das Gemälde „Jerstörte Träume“ von F. Guillery, eine gedankenschwere Komposition; des am 4. Mai im Alter von 80 Jahren dahingegangenen schwäbischen Dichters Joh. Georg Fischer ist durch dessen Bildniß gedacht. — Von der Sächsisch-Thüringischen Industrie- und Gewerbeausstellung zu Leipzig berichtet eine Originalzeichnung, die die Vantuleute der Deutsch-ostafrikanischen Sonderausstellung in ihren wilden Tänzen vorführt.

Im Abgrund. Sozialer Roman von Constantin Biech, Verfasser v. „Dobachlos“. 300 S. 8°. Preis 2,50 Mk., hübsch gebunden 3,50 Mk. Berlin, Vaterländische Verlags-Anstalt. Der vorliegende Roman schildert den gesellschaftlichen Untergang eines tüchtigen jungen Kaufmanns, der weniger durch persönliche, als durch die Schuld der Gesamtheit und verkehrter Verhältnisse in den Abgrund des Bagabunden-Glücks gerät. Als letzte Zuflucht geht er als Hofgänger nach Mecklenburg, wo er unter den primitiven Verhältnissen und der harten Arbeit schwer zu leiden hat. Die theilweise unverschuldete Unbill macht ihn zum Sozialdemokraten, zum Feind der bestehenden Ordnung, bis freundliche Schicksalsfügungen ihn dem geordneten bürgerlichen Leben und dem Glauben an die erblickende Macht des Christenthums zurückgeben. Die Schilderung des Selben und zahlreicher Nebenfiguren ist überaus lebenswahr, nach den persönlichen Mittheilungen eines Unglücklichen geschildert. — Der Roman kann warm empfohlen werden. Er fehlt in keiner Volksbibliothek.

Infolge besonderer Umstände ist unsere Epoche für die Aufnahme theosophischer Lehren äußerst günstig, das Bestreben macht sich geltend, vermittelt theosophischer Schriften bessernd und veredelnd auf die Völker einzuwirken. Alle nach geistiger Erkenntniß Strebenden möchten sich daher auf ein Werk hinweisen, das in jeder Hinsicht ein treuer und guter Berather genannt werden kann, eine auf wahrhaft wissenschaftlicher Grundlage stehende Leuchte auf dem Wege der Unsterblichkeit. Es ist dies die „**Wagabund Gita**“, das hohe Lied vom Erlöser, Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig, broschirt 1,60 Mk., ein Buch, von dem Wilhelm Humboldt sagt, daß er Gott danke, weil er ihn lange genug habe leben lassen, um dieses Werk kennen zu lernen. — Durch philosophische Betrachtungen werden wir zu einer richtigen Weltanschauung geführt, die uns die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller existirenden Formen erkennen läßt. Wir lernen, daß alles Gute nur von Gott kommt und daß wir aus eigenem Willen und eigener Kraft gar nichts Gutes oder Heiliges thun können. Um das Verständnis des Werkes zu erleichtern, sind Citate bekannter Dichter und Philosophen angeführt.

Verantwortl. Redakteur: Alfred Sebeling. Notationsdruck und Verlag von Otto D. Hiele, Halle (Saale), Leipzigstr. 87.